~ Der Hausfreund ~
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"
Nr. 5 Lemberg, am 2. Hornung (Februar) 1930



5)

In diesem Augenblicke neidete Max von Ebrach dem Bruder sein Vaterglück.

Trude Marbot kam vorsichtigen Schrittes über den dunklen Hof der Mietskaserne, in deren Rückgebäude ihre Wohnung lag. Ihre Augen umspannten das düstere Viereck, welches zwischen den hohen Mauern eingekeilt war. Ueberall abgebröckelte Wände und zweifelhafte Wäsche, die an Schnüren vor den erblindeten Fenstern schaukelte. Aus einer der Türen, die sich öffnete, erscholl Kinderweinen und die scheltende Stimme einer Frau.

Sie stand und horchte. Ein Mann, dem sie im Wege war, stieß unsanft gegen sie und fluchte brummend ein verletzendes Wort.

Eine Blutwelle schoß durch ihren Körper, daß sie die Wärme bis in die Sohlen spürte. Sie ging eilig nach dem Tore, das auf der Nordseite ins Haus führte.

Zweimal mußte sie auf der schmutzigen, steilen Treppe haltmachen. Dann drehte sie mit einem furchtsamen Blick nach rückwärts den Schlüssel und schob sich in das Dunkle eines Ganges, der wie eine Kelleröffnung gähnte.

Ein mattes Lämpchen glühte auf. Zwischen zwei kleinen Zimmern eingeschaltet lag die Küche. Trude steckte eine Kerze in Brand und sank dann mit schwerem Körper auf den Hocker neben dem kleinen Tisch nieder.

Manchmal glaubte sie, sie brauche nur die Füße in Bewegung zu setzen und hinauszuschreiten aus dem düsteren Haus, das wie ein schwerer Traum vor ihr lag. Ihr ganzes Sehnen ging nach der hellen, warmen Sonne ihres früheren Heimes, das sie draußen im Westen der Stadt ihr Eigen genannt hatten.

In den Nächten hörte sie oftmals das Rauschen der Blautannen, die das Haus umfriedeten und das Plätschern des Springbrunnens, der seine Wasser bis hoch an die Giebel spie. Sie streckte im Schlafe die Hände, und ein frohes Lachen ging über ihren Mund, bis ihr Mann sie weckte. Wenn sie dann den vergrämten Zug um seinen Mund gewahrte, schämte sie sich und warf beide Arme um ihn.

Er schob sie dann jedesmal angstvoll zur Seite. „Du sollst nicht, Trude — du weißt, was die Aerzte gesagt haben!"

Was die Aerzte gesagt hatten! — Sie umfing ihn dann nur um so fester. — Lungenkrank war er! — Lungenkrank! — Wie gräßlich das klang.

Ihr Herzschlag stockte. — Sie hörte ihn husten! Sah sein fahles Gesicht, den abgemagerten Körper, sah die Blutstropfen in seinen Taschentüchern. Seine Hemden klatschten am Morgen vor Nässe.

Er würde sterben müssen! — Vor einem Jahre wäre ihm noch zu helfen gewesen! Das dumpfe Büro, die feuchte Wohnung! Und könnte doch alles anders sein, wenn sie nicht so stolz gewesen wäre, die Ihren zu bitten: Helft uns, wir wissen nicht ein, noch aus mehr.

Aber sie wollte keine Almosen! Und nun war es zu spät. — Er mußte sterben! — Trudes schmales und blasses Gesicht verzerrte sich, ihre Arme schlugen auf den Tisch und die Stirne folgte nach. Sie klammerte ihre Finger an die Kante. Aus dem Wimmern, das sich ihr entwand, wurde ein heiseres Schluchzen.

Sie erhob sich, hastete nach dem Gang, stieß schwer gegen die Ecke eines Schrankes und fühlte einen schneidenden Schmerz durch ihren Körper gehen. Er war so fürchterlich, daß er ihr für den Moment das Bewußtsein raubte.

Dann war es vorüber.

Sie holte tief Atem und wischte mit den Fingerspitzen den Schweiß hinweg, der in einer kalten Schicht auf ihrer Stirne lag. In dem kleinen Zimmer, das ihr Bett und Reste früheren Behagens zeigte, suchte sie nach einem Blatt Papier. Eine Karte fiel ihr in die Hände, feines Bütten, mit einem schmalen Goldrand und ihrem Monogramm in der Ecke.

Ein süßlich schwacher Duft von Heliotrop entströmte ihr. Sie sog ihn gierig ein und drückte ihn an die Wange. Dabei liefen ihr die Tränen darüber hin. Tropfen um Tropfen rann auf das Blatt.

Woher kam es, daß sie heute doppelt und dreifach fühlte, wie bettelarm sie geworden, wie schlecht es um ihren Mann stand und wie der Tod schon seine Hände nach ihm ausstreckte! Sie hatte immer geglaubt, ganz stark und lebensmutig zu sein, und nun war ihr mit einem Male so gräßlich elend, und eine wilde Verzweiflung packte sie. Ihr war, als stünde sie ganz allein und alles stürzte über ihr zusammen.

Hatte sie denn niemand, nach dessen Hände sie greifen konnte? — War es denn möglich, daß Vater und Geschwister sie so herzlos im Stiche ließen?

„Wenn du irgendeiner Hilfe bedarfst, dann schreibe," hatte der Vater zu ihr gesagt, als sie nach dem Unglückstag des Bankkraches in seine Arme flüchtete.

„Wenn ihr ein Asyl benötigt!" hatte Gerda ihr mitgeteilt, „dann steht euch unser Haus zu jeder Stunde offen."

„Dein Mann kann bei mir als Verwalter eintreten," hatte Karl ihr zu wissen getan.

Sie hatte alle diese Hände, die sich ihr entgegenstreckten, zur Seite geschoben. Aus Stolz! „Ein Ebrach bittet nicht," hatte sie zu ihrem Mann gesagt. Damals war er noch gesund! — Vielleicht wäre er es heute noch, wenn sie nicht so hochmütig alle Brücken hinter sich abgebrochen hätte. Sie wollte nicht bemitleidet sein. Und nun wurde sie es doch.

Ich will bitten! — Es fiel von ihr wie Flitter. Sie kam sich ganz nackt und hilfebedürftig vor und suchte nach jemand, der ihr half, ihre Blöße zu bedecken.

In der Erregung fand sie keine Feder. Nur ein Bleistift lag auf dem kleinen Tische nebenan. Sie entsetzte sich vor den Schriftzeichen, die sie auf das Papier warf. Aber der Vater würde es lesen können.

Geliebter Vater!

Hilf uns! — Bitte Gerda, daß sie meinem Mann den Aufenthalt in einem Sanatorium ermöglicht. — Ihr habt ihn alle gesehen! Erbarmt Euch! — Gerda soll mir das Geld leihen! — Nur leihen, Vater! — Ich bezahle es gewißlich ab. Sowie das Kind zur Welt ist, nehme ich eine Arbeit tagsüber an, dann kann ich ihr Monat für Monat eine bestimmte Summe zurückgeben.

Geliebter Vater, sage Gerda, daß ich sie — auf den Knien darum bitten lasse! — Auf den Knien! — Laß es ihr lesen, sonst wird sie es nicht glauben. Wenn ich ihn nicht so sehr liebte, würde ich nicht für ihn betteln gehen. —

Telegraphiere mir, lieber Vater, ob Gerda ja gesagt hat. Laß mich nicht zu lange warten, bitte. Ich bin ganz am Ende meiner Kraft und allem. —

Trude

Sie mußte die Augen schließen. Es wühlte jemand mit Messern in ihren Eingeweiden. Der Schmerz trieb ihr ein Naß in die Augen und auf die Stirne. Sie fühlte wiederum die gräßliche Angst wie zuvor.

Durch die verstaubten Fenster kam die schwache Helle des verdämmernden Tages. Die Uhr eines Kirchturmes schickte über das Dächergewirr der Häuser acht Schläge in das Zimmer.

Wenn er nur käme! Bald käme jetzt! Sie hatte ihn bereits heute nachmittag erwartet, und nun war es acht Uhr, und

noch immer hörte sie nicht seinen Schritt die Treppe heraufkommen, den müden, langsamen Schritt, bei dessen erstem Klang sie immer sofort die Flurtür aufriß, um ihm entgegenzulaufen. Sie kam dann noch immer recht, bis an die Mitte der Stufen, so müde war er meist, und so hastig mußte er atmen.

Früher! — Nein, nicht an früher denken! Wenn er draußen in ihrer Vorstadtvilla über den Kiesweg gekommen war, frisch und elastisch, ein sieghaftes Lächeln in den Augen und immer eine Ueberraschung für sie in einer seiner Taschen verborgen. Wie war das schön gewesen! Sie schloß die Lider — fühlte seine Küsse auf ihrem Mund und wie er sie an sich drückte

„Du sollst mich nicht küssen, Trude! — Du sollst nicht!" Ganz deutlich glaubte sie diese Worte zu hören und das hungrige Atemholen seiner kranken Lungen.

Das Klingeln der Flurglocke riß an ihren Nerven.

Das war er nicht! — Wenn er? —

Sie vermochte keinen Schritt vorwärts zu setzen.

Nur kein Telegramm jetzt oder sonst etwas Fürchterliches! Das war das Letzte, was ihr werden durfte.

Ein zweites Mal zuckte ihr Körper unter dem schrillen Ton zusammen. — Sie konnte nicht. — Es wand sich etwas durch ihren Leib, das den Bewegungen einer Schlange glich und die mit ihrem Giftgebiß sich den Weg suchte. Sie stemmte sich gegen die Wand und veratmete.

„Einen Augenblick!"

„Trude!"

Die Stimme kam zu ihr aus Fernen, die kaum mehr einen Laut verständlich werden ließen. — Aber die seine war es nicht.

„Einen Augenblick!"

Die Schlange, die da ihren Leib erzittern machte, schien sich in den letzten Krämpfen zu winden. Dann wurden ihre Bewegungen langsamer, flauten ab, verebbten und erstarben gänzlich.

Langsam, noch völlig verstört von dem Schmerze der letzten Minuten, ging sie nach der Türe und öffnete.

„Ernst!"

Sie taumelte dem Bruder entgegen, wollte beide Arme um ihn schlingen und brachte sie kaum mehr bis an seine Brust. Sie um seinen Hals zu legen, reichte ihre Kraft nicht mehr.

Er hielt ihre Hände in den seinen. So war sie als Kind immer an ihm gehangen, wenn sie ihm irgendeine Freude zu künden hatte. „Weißt du noch?" wollte sie sagen und frug ganz etwas anderes. „Wo ist mein Mann?"

„Er kommt erst morgen," sagte er ruhig und war dabei so dankbar, daß der Gang ein so tiefes Dunkel um sie beide legte, daß ihre Gesichter gänzlich im schwarzen Schatten lagen.

„Warum erst morgen?"

Er hörte ihre Verwunderung. Es klang keinerlei Sorge aus ihrem Ton. Und das war gut.

„Sie ließen ihn noch nicht reisen — zu Hause. Vater meint, du würdest wohl telegraphieren, wenn dir etwas wäre, und so blieb er noch."

Sie nickte, riß ihre Hände aus den seinen und lehnte sich gegen die Wand. Verzweifelt wimmerte sie auf.

Er erschrak. „Was ist?"

Ihre Finger krallten sich um das eigene Fleisch der Handrücken. Sie suchte den Ton, den der Schmerz ihr auspreßte, zurückzuhalten.

Es war unmöglich.

Ernst frug noch einmal. Aber er bekam auch diesmal keine Antwort.

Da begriff er.

Er trug ihr einen Stuhl aus der kleinen Küche zu und drückte sie behutsam darauf nieder. Ohne ein Wort zu sagen, streichelte er ihr Haar und fuhr ihr die Wangen herab, in weichen hypnotisierenden Bewegungen.

Nach etwa zehn Minuten wurde sie ruhig und nach weiteren fünf fand sie das erste scheue Lächeln für ihn. Ihre Augen suchten nach den seinen und ihr Mund nach seinen Händen. „Wie gut du bist!"

Er wollte sie in das Zimmer führen, aber sie vermochte ganz allein zu gehen. Aller Schmerz war wie versiegt.

„Wen soll ich dir holen? — Und wo? — Sag Trude. Ich bleibe selbstverständlich bei dir. Aber ich bin ganz fremd hier und weiß nicht aus und ein. Du brauchest mir nur die Adresse zu geben."

Sie notierte hastig einen Namen auf einen Zettel, den sie ihm reichte. „Und telegraphiere meinem Mann! Bitte, Ernst!"

Er beugte sich rasch herab, um ein Stäubchen, das auf seinem Beinkleid lag, hinwegzustippen, aber es kam trotzdem kein Tropfen Blut in seine Wangen, wie er gehofft hatte. „Er wird erschrecken! —. Meinst du nicht, Trude?"

Sie schüttelte den Kopf. „Wir haben es so vereinbart."

„Vor morgen früh kann er nicht da sein. Es kann auch Mittag werden," warf er tastend ein.

„Vielleicht ist es noch früh genug," sagte sie ganz ergeben.

„Sie ahnt nichts! — Nicht das geringste," dachte Ernst und fühlte etwas wie Schweiß auf seiner Stirne perlen. Ihr jetzt zu sagen, um wessentwillen er eigentlich gekommen war, hieß ihr womöglich den Tod bringen. Also weitertragen die Maske. Es mußte sein um ihret- und ihres Kindes willen. „Ich werde alles besorgen, Trude, und deinem Manne ein Telegramm schicken. Ja? — Oder meinst du, wir sollen es sein lassen und ihn erst verständigen, wenn alles glücklich vorüber ist? Papa ist der Ansicht, man sollte ihm jede Aufregung ersparen."

„Es ist ihm doch nichts — —?"

Es war das erstemal, daß ihre Augen in seinem Gesichte zu forschen begannen, starr und erschrocken.

„Nicht das geringste," beruhigte er, „aber es ist doch gewissermaßen eine Aufregung für ihn, — in seinem Zustande meine ich. Wenn er nun das Telegramm erhält, wird er Hals über Kopf abreisen und womöglich hier krank ankommen. So aber ist er zu Hause gut aufgehoben und hat nur die Freude, wenn wir ihm deinen Jungen ankündigen."

Ein schwaches Lächeln ging über ihr Gesicht. „Dann laß es sein, Ernst! Ja! — Du hast recht, ich will gerne alles allein tragen, wenn er dadurch geschont wird — Bitte!" stieß sie keuchend heraus.

Er griff nach seinem Hut, lief in den Flur, zog den Schlüssel, der an der Tür steckte, ab, ließ ihn in die Tasche gleiten und sprang die dunkle Treppe hinab, das Blatt mit der Adresse krampfhaft zwischen den Fingern haltend.

„Führ mich in die Trappentreustraße, mein Junge," sagte er zu dem schmutzigen Zwölfjährigen, der drunten im Hofe seinen Kreisel tanzen ließ.

„Kostet zehn Pfennige," gab dieser zurück und musterte den eleganten Herrn in dem dunklen Jackettanzug.

„Du sollst fünfzig haben! — Aber rasch!"

Der Knabe sprang auf, warf den Kreisel in einen versteckten Winkel und trabte neben ihm her, durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen.

„Noch weit?" fragte Ebrach, als sie wiederum in eine Straße bogen.

„Um diese Ecke, gleich das zweite Haus! — Bleiben Sie, Herr, ich lauf mich leichter. Es sind ein bißchen ausgetretene Stiegen hinauf zu Frau Menthorn."

„Junge, wie weißt du?"

„Ach Gott, Herr, das ist nicht schwer zu erraten, wenn man das älteste von zehn Geschwistern ist. — Alle Jahre eins, Herr! — Da lauf ich immer den gleichen Weg. Immer hopp, hopp, daß die Mutter nicht lange warten muß, weil der Vater nicht Zeit hat. Der kommt erst spät abends aus der Fabrik. Ich habe Sie in die Wohnung der Frau Marbot gehen sehen, und als Sie so bald wieder herauskamen, da hab ich mir gleich gedacht, wie viel's geschlagen hat."

Ebrach erwiderte kein Wort darauf. Er sah dem Jungen nach, wie er leichtfüßig die Steinstufen hinaufsprang und hinter einer Haustüre verschwand.

Zehn Kinder, hatte er gesagt. — Alle Jahre eins! Er war das älteste. Die Reife, die er besaß, hatte ihm das Leben selbst vermittelt ohne jeden Winkelzug. Der Knabe war nicht verdorben dadurch, seine Augen waren noch die eines Kindes. Er fand es natürlich, so ganz in der Ordnung, wie die Dinge sich entwickelten.

Ebrach gedachte seiner toten Mutter. Wie liebevoll hatte sie ihm das Geheimnis seines Lebens entschleiert, als er sie einmal darum frug, woher die Kinder der Menschen kämen. Wie zartfühlend und mit welcher Liebe war sie dabei vorgegangen, daß er vor ihr niedergestürzt war und ihr die Hände geküßt hatte — immer und immer wieder. „Mutter, ich danke dir, daß du mich geboren hast — — ich danke dir!" Und wie hatte er sie geliebt von diesem Tage an. Er glaubte, früher wäre das gar nicht Liebe gewesen, nur Egoismus. Nun aber wußte er, daß er eins mit ihr gewesen war, von Anbeginn. Ein Teil ihrer selbst. Mit

tausend Freuden empfangen, mit unendlicher Liebe unter ihrem Herzen getragen, mit Schmerz und Jauchzen an ihrer Brust zum Leben erwachend . . .

„Mutter!“ — Er sah hastig zur Seite und fuhr sich über die Augen.

Atemlos kam der Junge gelaufen. „Sie ist nicht zu Hause. Vor einer Stunde ist sie weggegangen. Aber das macht nichts,“ setzte er auf Ebrachs erschrockenen Blick hinzu. „Ich weiß noch eine — auch gleich hier in der Nähe. Bleiben Sie noch ein bißchen, Herr, ich hole sie.“

Ernst sah ihn resigniert an. „Und wenn die wieder nicht zu Hause ist?“

„Die ist daheim,“ versicherte der Knabe. „Das ist noch eine junge, die hat noch nicht viel Kundschaft.“

In der nächsten Minute war er weg. Im Verlaufe der weiteren fünf, die nun folgten, war er mit einer jungen, sympathischen Frau zurück, die ohne zu fragen, neben ihm herging.

„Hab keine Angst, Trude,“ sagte er, als er mit der Fremden in den Flur trat und in die verschwollenen Augen der Schwester sah. „Ich bleibe hier, bis alles vorüber ist, und regle alles,“ versprach er, als sie den Mund zu einer Frage auftat. „Du sollst dich um gar nichts sorgen jetzt.“

Die Fremde legte den Arm um Trude und zog sie mit sanfter Gewalt in ihr Zimmer.

Er hörte ein leises Sprechen und ab und zu ein Stöhnen Trudes, als es zu laut wurde, flüchtete er in die dunkle Küche und lehnte sich gegen den kleinen Tisch.

„Wer brachte es ihr bei? — Wie konnte man ihr schonend sagen, was sie doch einmal wissen mußte? — Wenn sie wieder fragte, welche Antwort sollte er ihr geben? — Auf die Dauer ließ es sich nicht verheimlichen, nur für die Stunden, bis das Aergste vorüber war.

Seine Hände streiften einen Zettel zu Boden, den er aufnahm und wieder auf die Platte des Tisches legte. Ohne es zu wollen, entzifferte er die Buchstaben und drückte die Hand über die Augen.

Zu spät! — Arme, kleine Trude! — Zu spät! —

In der Stunde, in der sie ihr Herz bezwang, für den Geliebten zu bitten, hatte vielleicht ein anderer bereits über sein Leben entschieden.

Die Klingel surrte rasch. Es war ein fester, energischer Druck, der sie in Bewegung setzte. —„Rita!“ —

Was wollte sie? — Sie hatte sich doch zuerst gesträubt, mit hierherzukommen, in diese Armeleutewohnung, wie sie sagte. Was bewog sie nun, es doch zu tun? — Sollte schon Nachricht von zu Hause eingetroffen sein, daß alles vorüber war? —

„Alles vorüber!“ — Von drinnen hörte er Trudes bittende Stimme. Aber er unterschied die Worte nicht. Es klang nur ein Flehen um Hilfe aus jedem Ton.

Als er die Tür öffnete, trat er erstaunt zurück. Max stand vor ihm, den Hut in der Hand, auf der Stirn dicke Schweißtropfen, die er mit seinem Taschentuch wegtupfte. „Teufel noch einmal! Solch ein Gekrappel da herauf in dem finstern Loch. — Und diese Luft! — Der ganze Hof ein Zwinger. Jetzt begreife ich, woher der Marbot die Schwindsucht gekriegt hat!“ — Dann ein eiliges Atemholen und die rasch hingeworfene Frage: „Was macht Trude?“

Der ältere Ebrach packte ihn am Aermel und zog ihn in den dunklen Flur, damit kein Laut auf die Treppe hinausdringe.

„Ist sie das?“ fragte Max und fuhr mit den Fingern hoch, um sie fest gegen die Ohrmuscheln zu drücken. „Wo kann man da hingehen, daß man das nicht mehr hört? Für so etwas bin ich nicht geboren. Ich mach, daß ich weiterkomme. Du bleibst doch hier?“

„Ja, ich bleibe hier.“

„Und läßt mich wissen, wie es steht!“

„Nein!“

„Höre!“ —

„Ich habe gehört.“

„Wenn ich dir doch sage, daß ich das nicht machen kann.“

„Du brauchst nur zu gehen.“

Max setzte sich resigniert auf den einzigen Hocker in der Küche und drückte die Tür, die auf den Gang führte, ins Schloß. „So, wenigstens eine Abdämpfung! — Helfen kann ich ihr ja doch nicht.“

„Hast du Nachricht von zu Hause?“ fragte Ernst.

„Keine! — Weiß die Trude?“ —

„Nichts!“

Dann schwiegen die beiden.

„Wo ist deine Frau, das heißt, wenn die Frage erlaubt ist,“ sagte Max.

Der Aeltere hörte den Spott. „Ich habe sie ins Hotel gebracht.“

„Ich die meine auch!“ Max schlug die Knie übereinander und faltete die Hände darüber.

„Hast du sie wiedergefunden?“

Ein erstaunter Blick traf ihn. „Gefunden? Ich habe sie nicht gesucht. Ich habe erst gemeint, wenn ich heimkomme, wird sie gemächlich in einem Winkel sitzen und eine kleine Tragödie oder sonst etwas in Szene setzen. — Die Weiber haben Geschick für derlei. — Aber diesmal war ich der Lackierte. — Sie ist nicht da! — Das heißt, sie war nicht mehr da! — Man macht hin und wieder Sachen, als hätte man ein Brett vor dem Kopf. Ich habe gemeint, ich mache es ganz schlau. Hab ihr das Geld aus der Tasche genommen und die Wohnungsschlüssel drinnen gelassen. Nun ist sie also daheim gewesen, hat ihre Siebensachen gepackt: Wäsche, Kleider und so ein bißchen, das für ein Weib von Wert ist, und ist verschwunden damit. Wohin?“ Er schnippte mit den Fingern in die Luft. „Nun, sie wird schon wiederkommen, wenn ihr das Brot knapp ist.“

„Zu reichlich ist es auch bei dir nie gewesen,“ warf Ernst hin, ohne es bös zu meinen.

Der Jüngere fuhr herum, als hätte er einen Schlag empfangen. „Bist du etwa in glänzenden Verhältnissen? Warum tändelt deine Frau hintenrum mit anderen, wenn nicht des Mammons wegen?“

„Meine Frau? — —“

„Jawohl!“

„Kannst du das beweisen?“

„Kann ich.“

Als der Aeltere ihm ein völlig blutleeres Gesicht zeigte, sah Max von Ebrach, daß er eine grenzenlose Dummheit gemacht hatte. Er legte seine Hand auf die des Bruders. „Ernst, ich bitte dich.“

„Laß!“

„Ich bitte dich, Ernst, nimm's nicht so. Was liegt an einem Kuß, den eine Frau einem anderen gibt! — Eine Bagatelle das!“

„Eine nette Bagatelle!“

„Aber ich bitte dich — was liegt auch daran?“

„Ich schlage jeden nieder!“

„Dann schlag zu!“

Die Gestalt Ernst von Ebrachs reckte sich hoch auf und sank dann völlig in sich zusammen. „Du? — Du auch? — —“

„Ja, ich auch! — Schlag zu, Ernst!“

Von drinnen kam ein gellender Ruf, wie von einer Glocke, die Feuer oder Frost mitten entzwei gerissen hat.

Dann blieb es ruhig.

Die fremde Frau kam heraus, klopfte und sah die beiden im schwachen Licht der Lampe sitzen.

„Der Knabe ist tot.“

„Tot! — —“

Die Worte standen auf beider Lippen: zugleich gedacht, gesprochen und mit einem Grauen empfunden.

Die Frau war wieder hinausgegangen. Die Brüder sahen sich noch immer an.

„Warum nimmt keiner mein Leben?“ Der Aeltere drückte beide Handflächen gegen die Schläfen und lehnte den Kopf an die getünchte Wand.

„Ernst!“

„So willig gäb' ich's! — Verschenken würd' ich's! — Und keiner will's.“

Max' Hände tasteten nach dem Bruder. Der wich zurück und wischte über seinen Aermel, darauf der andere seine Finger gelegt hatte, als wäre ihm ein ekelerregendes Tier darübergekrochen. An ihm vorüber sah er in das Dämmern der kleinen Küche. „Du wirst meine Frau heiraten!“

Max starrte ihn an, als begriffe er ihn nicht. „Du bist verrückt geworden, Ernst.“

„Du wirst sie heiraten!“

„Niemals!“

„Du wirst!“

„Nein! — Sag ich dir.“

„Sie ist dir wohl zu schlecht, die Frau, die du geküßt hast?“

„Herrgott!“ — Ein blauer Topf flog klirrend gegen die eisernen Herdringe, daß die Splitter an die Wand tanzten. „Wenn ich all die Weiber heiraten müßte, die ich küsse und geküßt habe, hätt' das Jahr nicht so viel Tage, als ich Hochzeit halten müßte! — Die Behrend, die Landolt — die Naumann — —“

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Der Wecker

London. Einen eigenartigen Beruf hat sich ein Londoner gewählt, der dieser Tage in einem Prozeß als Zeuge auftrat. Auf die Frage des Vorsitzenden nach seiner Beschäftigung, erklärte der Mann nämlich, er verdiene sein Geld als Wecker: Täglich stehe er nachts um 1 Uhr auf, um an die Arbeit zu gehen, die darin bestehe, daß er Bäcker, Metzger, Eisenbahnschaffner und andere Leute, die früh aufstehen müssen, aus dem Bett jage. Die erstaunte Frage des Vorsitzenden, ob zu diesem Zwecke denn nicht eine Weckeruhr genüge, verneinte der Mann mit dem zweifellos richtigen Hinweis, daß eine Weckeruhr zwar Lärm vollführe, daß sie es aber doch nicht fertig bringe, besonders schläfrige Menschen etwa an den Beinen aus dem Bett zu ziehen, wie er dies zu tun pflege. Uebrigens ist diese Weckerarbeit alles andere als ein lukratives Geschäft. Der Mann verdient durch seine aufopfernde Tätigkeit nicht mehr als 20 bis 25 Schilling die Woche.

Gelungener Trick Londoner Autobanditen

London. Ein Motorradpolizist bemerkte nachts ein verdächtig aussehendes Auto. Als er dem Wagen ein Zeichen gab, stehen zu bleiben, sauste das Auto mit erhöhter Geschwindigkeit weiter. Der Polizist setzte nach, und die Verfolgung ging eine Zeitlang durch die stillen menschenleeren Straßen. Plötzlich wurde eine Frau aus dem Auto gestoßen und fiel aufs Pflaster. Der Polizist hielt sofort an, um sich der Frau anzunehmen, erkannte aber, daß eine angezogene Auslagenpuppe aus dem Wagen geschleudert worden war. Bevor er die Verfolgung fortsetzen konnte, war das Auto in einer Seitengasse verschwunden. Bald darauf erhielt das Polizeikommissariat die Nachricht von einem Einbruch in einem Pelzgeschäft, wo die Autobanditen Pelzmäntel und Felle im Werte von mehreren tausend Pfund gestohlen hatten.

Die widerspenstigen Biber

Neuyork. Auf einem kanadischen See hausten seit vielen Jahren große Biberschwärme, die bisher unbehindert dahinlebten. Diesen idyllischen Zustand sollte jedoch dadurch ein Ende bereitet werden, daß die Behörden beschlossen, das Wasser des Sees abzulassen, um andere Gewässer damit aufzufüllen. Die ausgesandten Techniker stießen bei diesen Arbeiten aber auf den unvorhergesehenen Widerstand der Biber. Alles, was an Arbeit während der Tagesstunden geleistet wurde, zerstörten die Tiere nächtlicherweise, indem sie die Abflußröhren mit Holz und Tannenharz verstopften, so daß das Wasser nicht abfließen konnte. Der Widerstand der Biber war so stark, daß die Arbeiten der Ingenieure zunächst völlig steckenblieben. Ein energisches Einschreiten war unmöglich, da das Landesgesetz das Leben der Biber, um diese vor dem Aussterben zu bewahren, schützt und den Abschuß bei Strafe verbietet. Schließlich gestattete das Ministerium, die widerspenstigen Biber zu fangen und in Käfigen zu internieren. Hunderte von Leuten wurden mit diesem Fang betraut, während andere Arbeiter sich nach dem notwendigen Futter umsehen mußten. Die gefangenen Tiere wurden dann den Zoologischen Gärten zum Kaufe angeboten.

„Das größte Schiff der Welt" wird nicht gebaut

London. Die Arbeiten an dem im Bau befindlichen 60 000-Tonnen-Dampfer „Oceanic" sind eingestellt worden. Es verlautet, daß der Bau nicht wieder aufgenommen werden solle. Der bereits fertig montiert auf der Helling liegende Kiel des Schiffes soll wieder auseinandergenommen worden sein. Das Schiff, das das größte der Welt geworden wäre, war für die „White Star Line" bestimmt.

Kartoffelbau mit Elektrizität

Portsmouth. In Stubbington in der Nähe von Portsmouth sind seit einiger Zeit auf einer Kartoffelfarm Versuche mit einem besonders konstruierten, elektrischen Apparat im Gange, der die Ertragsfähigkeit eines Kartoffelfeldes besonders erhöhen soll. Die ersten Versuche sind mit außerordentlichem Erfolg vorgenommen worden, insofern sich für einzelne Kartoffelsorten die Ertragsfähigkeit des Bodens um etwa 50 Prozent erhöht hat, ohne daß besonders in Betracht kommende Mehrkosten entstanden wären. Allerdings muß über das Feld eine elektrische Leitung neu angelegt werden. Es zeigt sich zudem auch, daß die elektrisch gewonnenen Kartoffeln von den gewöhnlichen Krankheiten verschont geblieben sind.

Lebend unter brennendem Unrat

Augsburg. In einem fast völlig verfallenen Lagerkeller an der Staatsstraße von Augsburg bemerkte ein Gendarmeriewachtmeister plötzlich starke Rauchwolken. Der Beamte fand den Eingang des Kellers mit Gestrüpp und Dornen versperrt. Als er den brennenden Unrat beseitigt hatte, sah er zu seinem Entsetzen eine Menschenhand emporragen. Mit größter Anstrengung entfernte der Wachtmeister die übrigen Hindernisse und faßte dann den schon blau angelaufenen Körper des jungen Mannes, der an dem linken Arm eine blutende Wunde aufwies. Der junge Mann kam nach kurzer Zeit an der frischen Luft wieder zu sich und erzählte, daß er Josef Kratzer heiße, zwanzig Jahre alt sei und sich auf dem Wege zu einer neuen Dienststelle befinde. Wenige Meter aber vor dem etwa zwanzig Meter langen Stollen sei er von zwei Männern überfallen und die fünf Meter hohe Böschung hinabgeworfen worden. Sodann hätte sie ihn in den Keller geschleppt und versucht, ihn an seiner Krawatte aufzuhängen. Das sei ihnen aber infolge seiner Gegenwehr nicht gelungen. Er habe sich dann noch mit dem Rest seiner Kräfte bis zum Ausgang des Kellers schleppen können und sei hier zusammengebrochen. Von den Tätern, die dem Opfer die ganze Barschaft und die Kleider abgenommen hatten, fehlt trotz eifriger Nachforschungen noch jede Spur.

Von Wilderern angeschossen

Frankfurt a. M. Bei Bad Homburg wurde ein Spaziergänger von Wilderern angeschossen. Als sich der verheiratete 38jährige Arbeiter Robert Krieg aus Bommersheim auf einem Weg quer durch die Felder nach dem nahegelegenen Obereschbach befand, stieß er auf mehrere Wilderer, von denen einer auf ihn schoß. Krieg stürzte schwerverletzt nieder. Der Vorgang wurde von einem Homburger Kanzleiangestellten beobachtet, der sich sofort nach der Unglücksstelle begab. Als er in die Nähe des Tatortes kam, legte der Wilderer auch auf ihn an. Der Kanzleiangestellte flüchtete und holte Hilfe herbei. Die Polizei konnte auf Grund von Angaben des Verletzten noch am Abend in der Wohnung eines der mutmaßlichen Wilderer in Kalbach vier Gewehre beschlagnahmen. Aus einem der Gewehre soll am Morgen ein Schuß abgegeben worden sein. Ob dieses der verhängnisvolle Schuß gewesen ist, muß die Untersuchung ergeben.

Geschichte aus dem Haag

Im Haag, hinter den Kulissen der Politik, soll sich folgende kleine Geschichte der Kleinen Entente abgespielt haben: Der Vertreter Rumäniens, Titulescu, konnte nicht schlafen, weil im Nebenzimmer ununterbrochen ein Kind schrie. Schließlich bat der verzweifelte Minister den Hoteldirektor, er möge die Frau und das Kind ausquartieren, er halte den Lärm nicht länger aus. Der Hoteldirektor hob bedauernd die Schultern und sagte, das sei ganz unmöglich, da man nirgends ein Zimmer bekommen könne. Nun verpflichtete sich der Rumäne, der Frau 200 Gulden zu geben, wenn sie ausziehe und sich anderswo ein Quartier suche. Das sprach sich herum und so erfuhr auch Graf Bethlen davon; er begab sich sofort zu dem Hoteldirektor und sagte, er sei bereit, der Frau 250 Gulden zu geben, wenn sie bleibe, und eine Sonderprämie obendrein, wenn das Kind aus Leibeskräften brüllte. Man muß halt die Nerven des Gegners zermürben und ihm auch sonst was Liebes tun — hinter den Kulissen der Politik.

Unheimliche Gäste

Magdeburg. Vor einigen Tagen erscheinen in der Wohnung des Kaufmanns Dieke zwei Männer, die ihn zu sprechen wünschten. Dieke war nicht anwesend, was den Männern von seiner Frau mitgeteilt wurde. Gegen 22 Uhr verließ die Frau das Haus, um einen Brief zur Bahnpost zu tragen. Beim Weggehen verschloß sie das Hoftor. Als sie zurückkam, fand sie das Tor geöffnet vor. Sie wurde beim Eintreten von mehreren Männern tätlich angegriffen; sie bekam Faustschläge auf den Kopf, und außerdem wurde ihr Pfeffer in die Augen gestreut und ihr zugerufen:

„Sei ruhig, sonst knallt es!"

Infolge der Hilferufe der Frau flüchteten die Täter, die, da der Ueberfall im Dunkeln vor sich ging, von Frau Dieke nicht beschrieben werden können. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es aber dieselben Männer, die am Nachmittag nach dem Ehemann gefragt hatten.